

Toleranz soll eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: Sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen. (J.W. Goethe)

Olga Graumann, Universität Hildesheim

Erziehung zur Toleranz in heterogenen Gruppen und Organisationen

Die Kultusministerkonferenz in Deutschland hat sich für alle Bundesländer darauf geeinigt:

Die Schule soll:

- zu Toleranz, Achtung vor der Würde des anderen Menschen und Respekt vor anderen Überzeugungen erziehen,
- friedliche Gesinnung und den Geist der Völkerverständigung wecken,
- ethische Normen sowie kulturelle und religiöse Werte verständlich machen,
- die Bereitschaft zu sozialem Handeln und zu politischer Verantwortlichkeit wecken.

Das sind hehre Ziele – hier stellen sich mir jedoch Fragen:

- Kann man überhaupt zu Toleranz erziehen?
- Wenn wir voraussetzen, dass man zu Toleranz erziehen kann, ist zu fragen ob Toleranz ein in sich geschlossener Wert ist, der genau definierbar ist.
- Wenn wir Toleranz als pädagogisch wertvoll betrachten – und das müssen wir, wenn wir die Aufgabe haben, zur Toleranz zu erziehen – wäre die Konsequenz daraus: Toleranz ist immer gut und Intoleranz immer schlecht. Ist dem so?

In Deutschland gibt es heute Gegenstimmen:

„Toleranz ist ein angestaubter Begriff“ – schreibt Hendryk M. Broder, ein Journalist der Zeitschrift „Der Spiegel“: „Toleranz ist ein angestaubter Begriff, zu dem sich eigentlich jeder bekennen kann. Auch der radikalste Islamist kann sich dazu bekennen, weil er Toleranz eben auf seine Weise definiert.“¹

Broder führt weiter aus: Toleranz ist ein Begriff aus dem 16.,17.,18. Jhd. als die Gesellschaften noch vertikal organisiert waren, als es ein „Oben“ und ein „Unten“ gab. Und immer wieder war es notwendig, dass die, die oben waren, diejenigen, die unten sind, tolerieren. Heute sind die Gruppen weitgehend gleichberechtigt und es geht nicht mehr darum, sich gegenseitig zu tolerieren, sondern darum, Rechte, die gesetzlich verankert sind, zu nutzen. Jemand zu dulden, ist ein Gnadenakt, den die Mächtigen ausüben können – und wenn sie das nicht mehr wollen, haben sie die Macht die Andersartigen zu vernichten.

Und Broder ist weiter der Meinung: „Man muss Intoleranz mit Intoleranz beantworten“. Irgendwann gerät man an die Grenzen der eigenen Toleranz.

Das sind harte Worte, die es jedoch bei diesem Thema zu bedenken gilt.

Schauen wir kurz zurück:

¹ Aus einem Gespräch in NDR Kultur, 15.11.2014

Die Forderung nach Toleranz wurde in der Literatur zuerst von Gotthold Ephraim Lessing (1729-1718) in „Nathan der Weise“ formuliert. Dem Theaterstück liegt die Toleranzvorstellung des Humanismus in der Epoche der Aufklärung zu Grunde. Es geht um die gegenseitige Akzeptanz der drei monotheistischen Religionen: Christentum, Judentum und Islam. Im 18. Jahrhundert standen aber nicht nur abstrakte humanistische Ideale im Vordergrund, sondern ganz trivial und real die Erschließung neuer Wirtschaftsmärkte. Handel kann man nur miteinander treiben, wenn man die unterschiedlichen Wertvorstellungen und Lebensauffassung beim Handelspartner zumindest akzeptiert. Die Konflikte zwischen den durch unterschiedliche Religionen geprägten Kulturen mussten gelöst werden, wenn die Wirtschaft blühen sollte. Zu den Errungenschaften der Aufklärung gehört, dass das Fremde nicht mehr automatisch als feindlich erlebt werden muss (vgl. Mitscherlich).

In der Zeit nach der Aufklärung bezieht sich Toleranz nun nicht nur auf religiöse, sondern auch auf kulturelle und politische Auffassungen und sie wird zunehmend als Tugend betrachtet, die pädagogisch „stimuliert, trainiert und optimiert werden kann (Hoffmann, S. 86)². Hier haben wir also bereits die Forderung nach Erziehung zur Toleranz

John Dewey macht 1916 deutlich, dass Erziehung und Demokratie miteinander verwoben sein müssen, wenn eine Gesellschaft einen Wandel zum Besseren erstrebt. Inzwischen kann man jedoch sagen, dass die Erziehungsmacht von Bildungsinstitutionen gebrochen ist. Zwei Weltkriege im letzten Jahrhundert und die Bereitschaft weiterhin Konflikte zwischen Völkern und Ethnien kriegerisch auszutragen, zeigen, dass es der Pädagogik nicht gelungen ist, die Gesellschaft, wie Dewey sagte, zum Besseren zu wandeln.

Kann Erziehung das überhaupt? Können wir Pädagogen die Menschen wirklich besser machen?

Rainer Dollase spricht von einem erzieherischen Machbarkeitswahn. Er ist der Meinung, dass die Idee von der erzieherischen Machbarkeit deshalb inhuman ist, weil sie zu unsinnigen Schuldzuweisungen an die Adresse von Erziehenden führt“ (Dollase 1991, S. 275).

„Unsere Erziehungsmaßstäbe sind relativ, nicht absolut, Grenzen der Erziehung folglich flüchtige Grenzen“ (Dollase, S. 279). In Kriegszeiten kann es im eigenen Land lebensgefährlich sein, sich dem Feind gegenüber, der vielleicht noch von Kurzem Freund war, tolerant zu äußern – Intoleranz ist dann das Erziehungsziel. Hoffmann behauptet sogar, dass seit der Zeit Lessings, also seit dem 18. Jahrhundert die „Erziehung zur **I**ntoleranz stets erfolgreicher gewesen ist als die zur Toleranz. Oft muss Toleranz durch Gesetze durchgesetzt werden – man siehe nur den Umgang der US-Bürger mit ihren schwarzen Mitbürgern (und es zeigt sich immer wieder, dass bis heute die Gesetze nicht ausreichen, die Schwarzen zu schützen). Nach Dollase erreichen wir die Grenzen der Erziehung immer dann, wenn wir erzieherische Maßnahmen zur Erreichung eines definierten Ziels einsetzen – wenn unser Ziel also Toleranz ist.

Sollten wir also eher von den Grenzen der Erziehung zur Toleranz sprechen?

Was verstehen wir eigentlich unter Toleranz – ist sich jeder Pädagoge wirklich darüber im Klaren?

² http://leibnizsozietaet.de/wp-content/uploads/2012/11/05_hoffmann.pdf

- *Toleranz gegenüber einer anderen Religion? Also toleriere ich das, was der Islamische Staat (IS) derzeit tut, denn er hat zwar eine andere Religion als ich, aber ich will ja tolerant sein.*
- *Muss ich also Toleranz gegenüber den Greueln der IS üben? Oder darf ich intolerant sein, denn in der Bibel steht „Du sollst nicht töten“?*
- *Dem Orthodoxen Glauben gegenüber bin ich als Katholikin tolerant – das ist nicht schwer, denn beide Religionen beruhen auf dem Christentum. Kann ich also nur tolerant sein, wenn die Unterschiede nicht so groß sind oder wenn der Andere moralisch handelt?*

Die Frage lautet also, wann soll ich als aufgeklärter, weltoffener und global denkender Mensch Toleranz üben und wann darf oder muss ich sogar intolerant sein?

Mögliche Toleranz



Notwendige Intoleranz

Wir können offensichtlich nicht im Vorhinein festlegen, wo die Grenzen verlaufen. Haben wir hier als Pädagogen also überhaupt die Definitionsmacht?

Ich stelle in Anlehnung an Hoffmann die Thesen auf (Hoffmann 2002, S. 87):

Wir können nicht zur Toleranz erziehen, aber wir können durch Bildungsprozesse den souveränen und kreativen Umgang mit der Toleranz ermöglichen. Toleranz wie auch Intoleranz wird nicht durch intentionale Erziehung, sondern durch Sozialisation erworben. Die Lebensbedingungen, unter denen Menschen aufwachsen entscheiden darüber, wie tolerant man gegenüber bestimmten Menschengruppen ist.

Dazu ein Beispiel (Hoffmann 2002, S. 88):

Erwachsene glauben oft, dass ihre kleinen Kinder von ihren Auffassungen unberührt bleiben. In Nordirland wurde eine Studie durchgeführt und Drei- bis Sechsjährige wurden gefragt, was sie von der englischen Fahne halten. Ein sechsjähriger nordirischer Junge sagte: „Sie ist scheußlich. Ich hasse alles Englische und ich liebe alles Irische“. Ein gleichaltriges Mädchen ergänzte: „Nur böse Menschen haben diese Fahne. Und das ist alles, was ich über diese Fahne weiß“. Ein protestantisches Kind sagt über die Katholiken: „Katholiken sind anders als normale Menschen, weil sie schlechter sind“.

Damit kommen wir zu einem weiteren Punkt:

Toleranzbildung bedeutet sehr oft zunächst Abbau von Intoleranz. Bezüglich ethnischer Differenzen lassen sich nach Isabell Diehm 5 Handlungsmöglichkeiten identifizieren (S. 255 ff)

Sie reichen von:

1. Ablehnung über
2. Ignoranz zu
3. Duldung bzw. Toleranz hin zu positiver Unterscheidung in Form von
4. Anerkennung und Bewunderung zu
5. vollumfänglicher Respektierung.

Diese fünf Handlungsformen setzen Unterscheidungen voraus wie z.B. ich habe eine weiße Hautfarbe, aber ich lehne den ab, der eine schwarze Hautfarbe hat – oder ich ignoriere ihn einfach – oder ich dulde und toleriere seine Anwesenheit oder ich erkenne ihn an und respektiere ihn vollumfänglich. Es geht hier nicht nur um die Wahrnehmung einer Differenz (weiß – schwarz), sondern auch um Bewertung. **Hinter den Bewertungsmöglichkeiten stehen grundlegende ethische und moralische Prinzipien der Gesellschaft.** 1-2 bedeutet negative moralische Bewertung, 5-6 positive moralische Bewertung.

Jede der fünf Optionen bildet mögliche und empirisch vorzufindende Handlungsweisen von Menschen im Umgang mit nationalen, sprachlichen, kulturellen, religiösen und phänotypischen Unterschieden ab.

Diese Handlungsformen sind durch Erziehung und Sozialisation vermittelt

Michael Walzer (1998, S. 7, zit. nach Diehm 2000, S. 260) beschreibt 4 Formen von Toleranz, die er alle positiv bewertet:

1. Die resignierte Duldung der Differenz um des Friedens willen
2. Die Gleichgültigkeit gegenüber der Differenz, die sich wohlwollend verhält
3. Der moralische Stoizismus – aus prinzipiellen Erwägungen weiß man, dass der andere auch Rechte hat
4. Die Offenheit und Neugier gegenüber den Anderen

Eine weitere These:

Toleranz markiert demnach einen weit gespannten Bogen, der sich durch Ambivalenzen und Uneindeutigkeiten auszeichnet.

„Die graduelle Verletzbarkeit des Menschen impliziert, dass Achtung, Anerkennung und Würde des Menschen dann erreichbar sind, wenn missachtende, demütigende und erniedrigende Formen des Umgangs vermieden werden. Unter Bezugnahme auf Hegel und Mead basiert das intersubjektive Anerkennungs- und Achtungsverhältnis auf Wechselseitigkeit“ (Diehm 2000, S. 261).

Das heißt, Erziehung zur Toleranz geht nicht vom Erzieher zum Zögling, sondern auch von Zögling zum Erzieher:

Erzieher  Zögling
 Erzieher

Kommen wir auf die Frage zurück, ob man überhaupt zur Toleranz erziehen kann:

Differenz zwischen Kultur, Ethnie, Geschlecht usw. wird zunächst erlebt und gelebt und sozial bewertet. Dadurch sind die Erlebnisse und Erfahrungen sozial wirksam und dem unmittelbaren Zugriff einer intentionalen Erziehung eher entzogen. Mit anderen Worten:

Differenzen, die Toleranz dem Andersartigen gegenüber erfordern bzw. Intoleranz erzeugen, sind Teil des sozialen Gefüges, in dem sich jeder Mensch bewegt und deshalb durch eine intentionale Erziehung **nicht** unmittelbar beeinflussbar.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich die Pädagogik immer schwer getan hat, sozial wirksame Differenzen (Umgang mit Behinderung, Umgang mit unterschiedlichen Ethnien etc.) in ihr Denken aufzunehmen.

Die Annahme, durch pädagogisches Handeln wünschbares Verhalten in Zukunft erreichen zu können gerät ins Wanken. Nach Jürgen Oelkers bedarf es der Differenzierung nach Intention, Handlung und Wirkung, denn Wirkungen sind nie unmittelbar auf Intentionen rückführbar. (Oelkers 1982, S. 153). Wenn sich einer meiner Studenten später als toleranter Mensch erweist, kann ich das nicht unmittelbar auf meine Intervention beziehen, ebenso wie ich mich nicht schuldig fühlen muss, wenn einer meiner Studenten später intolerant handelt. Denn ihr Denken, Fühlen und Handeln entwickelte sich einer von der Gesellschaft geprägten Umwelt.

Spätestens seit Lawrence Kohlberg und Jean Piaget (Stufen der moralischen Entwicklung) ist bekannt, dass man, selbst wenn man weiß, was man tun soll und was moralisch richtig ist, dies noch lange nicht tut. Nach einer Unterrichtsstunde interkulturelle Bildung bekriegen sich die deutschen Jungen mit den Jungen türkischer Abstammung auf dem Schulhof, als hätte es die „Belehrung“ nie gegeben.

Was geschieht, wenn wir mit Menschen konfrontiert werden, die anders sind? Aus der Psychologie und der Anthropologie wissen wir, dass bei der Begegnung mit Fremden und in Situationen der Bedrängnis oft Angst freigesetzt wird. Es geht um die Angst davor, dass die Einwanderer Arbeitsplätze wegnehmen, es ist der Wunsch, sich nach innen abzuschotten, um sich vor Gefahren von außen zu schützen und durch Hervorhebung der eigenen Nationalität Selbstbewusstsein zu gewinnen – und das erschwert Toleranz. Erwünschte Toleranz und scheinbar gelernte Toleranz gehen sehr schnell verloren, wenn Ängste aufkommen. Damit lässt sich das oft unverständliche Ausmaß alltäglicher Intoleranz wie wir sie in allen Völkern finden, erklären (vgl. Studie der Uni Bielefeld, W. Heitmeyer 2002, zit. nach Hoffmann 2002, S. 92).

Wenn wir das Problem aus neurobiologischer Sicht nach Georg Roth betrachten, dann müssen wir zwar einerseits anerkennen, dass wir anders als die Tiere, in der Lage sind, unser Verhalten durch Erziehung und Einsicht zu verändern. Wir müssen jedoch andererseits die Bandbreite dieser Veränderungen berücksichtigen. Unser Handeln ist innengeleitet, d.h. es ist bestimmt durch individuelle Erfahrungen, die im emotionalen und prozeduralen Gedächtnis gespeichert sind. Sie treten als Wünsche, Absichten, Handlungsanweisungen und Fertigkeiten in unserem Bewusstsein auf und wir folgen diesen individuellen Erfahrungen, als ob wir damit unseren eigenen Vorstellungen folgen würden. (Roth 2001, S. 448). Dadurch sind der Erziehung zur Toleranz enge Grenzen gesetzt, denn ausschlaggebend ist, ob positive oder negative Erfahrungen gemacht wurden, welches Wissen bisher erworben wurde und ob entsprechende Verhaltensstrategien vermittelt wurden. Die unbewussten Vorgänge im Gehirn wirken stärker als die bewussten Vorgänge. „Damit hängt es von starken negativen oder positiven Erlebnissen ab, ob die anerzogene Toleranz hält, was Pädagogen sich davon versprechen – oder ob nicht trotz aller Bemühungen Intoleranz praktiziert wird“, resümiert Dietrich Hoffmann (2002, S. 95) und er fährt fort: „Erlernte Intoleranz kann in konkreten Situationen in Toleranz umschlagen und umgekehrt“.

Nach Auffassung des Neurobiologen Georg Roth bilden sich die Hirnteile, die unser gesellschaftliches Handeln steuern, erst nach der Pubertät aus. Zu dieser Zeit ist das persönliche Handeln bereits weitgehend festgelegt. Erinnern wir uns an das Beispiel mit den

Kindern aus Irland – ihr Feindbild und ihre Intoleranz ist bereits fest in ihrem Gehirn verankert und wird sich durch eine Erziehung zur Toleranz nur noch schwer verändern lassen!

Zur Konkretisierung pädagogischer Intervention und ihrer Kritik

Heißt das nun, dass wir als Pädagogen gar nichts machen können? Dass Erziehung zur Toleranz nicht möglich ist?

Ich würde gerne positive Beispiele bringen, doch das ist schwierig, wenn man sich nicht in normativen Plattitüden verlieren will. Daher werde ich zunächst eher zeigen, wie es nicht sinnvoll ist.

Ein Beispiel (vgl. Diehm 2000, S. 265 ff)

Eine Kollegin besucht einen Kindergarten in Köln – Die Kinder bilden einen Gesprächskreis – und die Erzieherin bittet die Kinder, sich vorzustellen, wo sie wohnen, was sie gerne spielen, etc. Viele sagen ihren Namen und ihr Alter. Auf Nachfragen der Erzieherin erzählt ein Junge, dass er ein Spanier sei, dass aber seine Mutter aus Deutschland käme. Die meisten Kinder können mit der Frage, woher sie kommen jedoch nichts anfangen und antworten, dass sie aus Köln kommen. Sehr freundlich ergänzt die Erzieherin die Antwort und sagt: „Ja, Du wohnst jetzt in Köln, aber geboren bist Du in Polen und Sharma ist in Indien geboren“. „Aber ich bin ein Deutscher“ antwortet darauf der Junge.

In diesem Beispiel zeigt sich deutlich das Bemühen der Erzieherin um die ausdrückliche Anerkennung ethnischer Differenz. Der Junge, der in Polen geboren ist, hat bereits gelernt, dass es sozial sehr viel anerkannter ist, ein „Deutscher“ zu sein, als ein „Pole“. Er setzt sich schon im Kindergartenalter daher gegen die Zuschreibung, als Pole geboren zu sein, zur Wehr. Er kann in dieser Situation zu Recht nicht verstehen und nicht begreifen, dass es die Erzieherin doch gut meinte, indem sie zum Ausdruck brachte: „Du bist zwar in Polen geboren, aber wir erkennen Dich dennoch an“. Die Erzieherin begreift nicht, dass sich sozial relevante Bewertungen, die sich auf Nationalitäten beziehen (deutsch gut – polnisch eher nicht gut) nicht mit guten pädagogischen Absichten beheben lassen. Sie sitzen sehr viel tiefer und sind gerade durch gutmeinende didaktische Methoden nicht aufzuheben. In der pädagogischen Absicht, dem Jungen soziale Anerkennung zukommen zu lassen, erreicht die Erzieherin genau das Gegenteil, da sie auf eine abstrakte Ebene geht im Sinne von: „Es gibt verschiedene Nationalitäten, aber wir erkennen alle an“. Auf diese abstrakte Ebene kann jedoch der Junge nicht gehen, denn für ihn sind Diskriminierungserfahrungen real gelebter Alltag.

Der Versuch der Erzieherin, großes gesellschaftspolitisches Unrecht durch pädagogische Intervention ausgleichen zu wollen, bleibt in einem Dilemma stecken. Das Unrecht muss erst benannt werden, um es dann als bedeutungslos erklären zu können - was es für die Betroffenen in der Realität in der Regel nie sein wird.

Schauen wir uns die Curricula aus dem Bereich der Interkulturellen Bildung an. „Hier werden die Schüler mit Kategorisierungen konfrontiert, auf denen die bestehende sozial-ethnische Ordnung basiert, und sie sind durch die Unterrichtssituation gehalten, diese Unterscheidungen zu reproduzieren und auf sich selbst anzuwenden“ (Diehm 2000, S. 268).

In den Schulbüchern stehen z.B. Aufgaben wie:

„In Frankfurt wohnen viele Menschen aus anderen Ländern. Haben Sie ein Recht, hier zu sein? Sprich in deiner Gruppe über die Fragen:

Wo werden ausländische Arbeitskräfte gebraucht?

*Wohin fahren Irina, Pedro und Fatima in die Ferien?
Warum sind manche Deutsche gegen Ausländer? Usw. “*

Mit solchen Aufgabenstellungen wird den Schülern mit Migrationshintergrund immer wieder das Stigma des „Ausländers“ aufgedrückt und es wird ihnen signalisiert, dass sie nicht dazugehören. Das Ziel nämlich Erziehung zu Toleranz und Anerkennung wird so eher nicht erreicht.

Es gibt hier keine Lösung – das Dilemma, die Ambivalenzen und Widersprüche bleiben und mit ihnen müssen Pädagogen so sensibel und flexibel wie möglich umgehen.

Welche Wege können wir als Pädagogen dennoch gehen:

Zum einen sollten wir die abstrakte Argumentationsebene aufgeben, um zu einer Analyse gesellschaftlicher Sachverhalte und Prozesse zu gelangen (vgl. Hoffmann 2002, S. 90). Aber auch eine Analyse ist wiederum abstrakt. Wir können selbst Vorbild sein und immer dann intervenieren, wenn Situationen auftreten, in denen Toleranz gefordert wird oder sich Intoleranz zeigt und die Situation zum Anlass nehmen, darüber zu reflektieren. Wir können unbedacht ausgesprochene fremdenfeindliche Äußerungen aufgreifen und in der Situation thematisieren. Wir können Wissen über andere Kulturen andere Gewohnheiten und Lebensmuster vermitteln.

Wir können durch Auslandsaufenthalte für den Abbau von Vorurteilen sorgen – aber auch das geht nur, wenn über die Differenzen und Gleichheiten reflektiert wird.

Bei alledem müssen wir als Erzieher von vorneherein akzeptieren, dass man nicht alles erreichen kann (Dollase 1991 S. 277).

Schlussgedanke:

Es gibt keinen „Königsweg“, sondern nur die Akzeptanz der Dilemmata, der Widersprüche und der Grenzen und die eigene Sensibilisierung für Toleranz und Intoleranz, die wir an die uns anvertrauten Menschen weitergeben können, wenn sie dies annehmen wollen.

Literatur:

Diehm, Isabell (2000): Erziehung zur Toleranz. In: Z.f.Päd., 46. Jhg. 2000, Nr. 2, S. 251-274

Dollase, Rainer (1991): Wirkungslose Erziehung? In: Universitas, 3, S. 271-279

Hoffmann, Dietrich (2002): Über die Schwierigkeiten einer Erziehung zur Toleranz. In: S. Wollgast: Toleranz: Ihre historische Genese, ihre Chancen und Grenzen im 21. Jahrhundert. Gemeinsame wissenschaftliche Konferenz der Leibnitz-Sozietät e.V., S. 85-105

Oelkers, Jürgen (1982): Intentionen und Wirkung. Vorüberlegungen zu einer Theorie pädagogischen Handelns. In: Luhmann, N.; Schorr, K.E. (Hrsg.): Zwischen Technologie und Selbstreferenz. Fragen an die Pädagogik. Frankfurt a.M., S. 139-194

Roth, Gerhard (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt a.M.